Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

Verantwortlicher Redakteur: Eugen Weber.
Druck und Verlag der Aktien-Gesellschaft Düsseldorfer Volksblatt in Düsseldorf.

N. 32. Sonntag, 6. August. 1893.

Elfter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heil. Markus VII, 31—37.
Inhalt: Jesus heilt wunderbarer Weise einen Taubstummen und wird aus diesem Anlasse vom Volke hoch gepriesen.

Das Familienleben.

Daß es kein größeres, reineres Glück giebt, als das Familienleben, ist eine unbestreitbare Wahrheit, und dennoch giebt es gar manche, die ihre Genüsse und Freuden nur außerhalb des Hauses suchen und über Langeweile, Unfrieden und Verdruß in der Familie klagen. Nicht mit Unrecht sagt K. von Raumer:

Das Liebesband, welches die Glieder der Familie zusammenbindet, wird in unserer Zeit immer lockerer; Vater, Mutter, Kinder, jedes sieht auf seinen eigenen Weg, geht seinen eigenen Weg. Was irgend diese lieblose Auflösung und Zerstreuung der Familie befördert, muß sorgfältig vermieden werden. Ist doch in so vielen Häusern gar nicht die Rede von einem Familienleben, von einem Leben, in welchem Vater, Mutter und Kinder durch herzliche, thätige Liebe innig verbunden wären und sich eben dadurch in ihrem häuslichen Kreise am glücklichsten fühlten: Im Gegenteil, faule Langeweile gähnt aus der Wohnstube; sie können es da nicht aushalten, es treibt sie hinaus, anderweitig Zerstreuung zu suchen. Und die jüngeren Kinder? Sie bleiben den Mägden preisgegeben. Um ein häusliches Leben zu lieben, muß man es kennen. Convenienz-Ehen schaffen es nicht, und Ehen, welche der Geldsack, nicht aber Liebe und Religion geschlossen, sind ein faules Dasein, wenn nicht weniger. Zwar sind das materielle Wohlsein und die sichere Behaglichkeit in den eigenen Räumen wesentliche Bedingnisse zu einem glücklichen Familienleben; der Mann und die Kinder müssen von der festen Ueberzeugung durchdrungen sein, daß es nirgends besser, nirgends angenehmer ist, als im eigenen Hause; allein die Hauptgrundlage ist und bleibt die Religion, die Frömmigkeit, die christliche Erziehung der Kinder, und dieser Schatz ist an Geld und Gut, an kostbare Möbel und Spezien nicht gebunden. Vaterland, Familie und Menschheit sind, innerhalb der Kirche erfaßt, strahlende Planeten, die von ihr, der Sonne, erleuchtet und erwärmt, traute und reiche Stätten der Lebens- und Liebesfälle werden können. Ohne sie ist die Vaterlandstiefe Heuchelei, die Familienkirse Sentimentalität und Spießbürgertum, und die Liebe zur Menschheit leeres Schellengeklingel. Denn wonach soll alles gemessen werden? Es schweift aus das Blaue und ins Graue.

Das Vaterhaus ist für die zarte Menschenpflanze der entsprechende Boden, und auf das junge Gemüt macht das Beispiel der Eltern mehr Eindruck, als tausend Lehren eines sogenannten Erziehers. Wo Vater und Mutter übel regieren und die Kindern ihren Willen lassen, da kann weder Dorf, noch Stadt und Land, weder Fürstentum noch Königreich wohl und friedlich regiert werden; denn aus dem Sohne wird ein Hausvater, ein Richter, ein Schulmeister, Bürgermeister usw., und wo nun ein solcher übel erzogen ist, werden die Unterthanen wie der Herr, die Kinder, wie das Haupt. In der Wohnstube vereinigt sich alles, was für das Volk das Beste und Edelste ist; von ihr geht die Wahrheit, die Kraft und der Segen der Volkskultur aus; im Heiligtume der Wohnstube wird das Gleichgewicht der menschlichen Kräfte in ihrer Entfaltung gleichsam von der Natur selbst eingelenkt, gehandhabt und gesichert; sie ist der Ort, wo das Glück sich Wohnung machen kann, wo selbst das Unglück beklagt, gemildert und bezwungen wird durch Liebe, wo das Alter sanft gepflegt, die Schrecken des Todes selbst gemildert werden. Haus und Wohnstube sind ein heiliger Ort, der Liebe Altar und des Himmels Tempel zur schönsten Feier all seiner Wunder, und wäre das Haus die ärmste, kleinste Hütte.

Wo aber ist die Hüterin, ja die Priesterin dieses Tempels, wer schafft die anheimelnde, beglückende Häuslichkeit? Die Frau! „Durch weise Weiber wird das Haus gebaut; Eine Närrin aber zerbricht es mit ihren Then,“ sagte der weise Salomon. Und Fenelon: „Fromme Frauen begründen vorzugsweise das Glück der Familien. Haben die Frauen nicht Pflichten, welche Fundamente des ganzen Lebens sind? Sind sie es nicht, welche die Familien verderben oder erhalten?“ Von der Mütter Art hängt die Artung derer ab, die künftig als Männer Staat und Welt gestalten sollen, und — das Geschick eines Kindes ist immer der Mutter Werk,“ ist ein Spruch Napoleons. Die Familie ist die Grundlage der Kraft eines Volkes, und die Reinheit des Familienlebens war die Grundlage der germanischen Größe. Gute Sitten vermögen mehr als gute Gesetze.

Der häusliche Herd soll jedem weiblichen Wesen der Altar sein, dem gegenüber es seine Wünsche und Neigungen beschränkt und begrenzt, auf dem es all sein Neigen und Sinnen nach der Außenwelt mit Herzensfreudigkeit opfert; das Haus soll der Frau eine Welt sein, in welcher sie, als ihrem einzigsten Gebiete, als aufsichtige Herrin regiert und schafft. Der Mann giebt dem Hause und der Familie Namen und äußere Gestaltung; er vertritt das Haus nach Außen; durch die Frau aber werden die Sitten des Hauses lebendig; sie handle in der That der Familie erst den Odem des Lebens ein; die eigentliche Weihe des Hauses, sein individueller Charakter, wird fast immer bestimmt durch die Frauen. Ein glückliches Familienleben erheischt von der Frau: Häuslichkeit, Ordnungsliebe, Pflichtgefühl, Herzensgüte, Milde, Geduld, Heiterkeit, Wahrhaftigkeit und Liebe. Sind eine zärtliche Mutter, eine liebevolle Tochter dem Vaterhause nicht der hellste Sonnenschein?

Und was trübt in der Regel das Familienglück? Nicht so sehr entsetzliche Katastrophen, sondern jene kleine Nadelstiche, die sich aus Launen, Widersprechgeist, Heftigkeit, Argwohn, Mißtrauen, Eigensinn, Rechthaberei und Zorn zusammensetzen. Auch die Nachlässigkeit der Frau in Küche und Haushaltung verleidet dem Manne das Familienleben, wie ihre Verschwendung und Putzsucht die Kasse leert. Streit und Zwistigkeit kann es im Hause, wo alles aufeinander angewiesen ist, eher geben, als auf der Straße, wo man aneinander vorbeieilt; aber trotzdem könnte manche Verdrießlichkeit verhütet werden, wenn man im Hause nur entfernt soviel Höflichkeit wollte walten lassen, als man im Außenwerke zu zeigen beflissen ist. Wie mancher Mann hat für Fremde, die er nur oberflächlich kennt, einen freundschaftlichen Gruß, einen Händedruck; zu Hause dagegen ist er mürrisch und grob. Für einen Dienst, der außerhalb des Hauses erwiesen wird, fehlt nie der Dank; zu Hause kommt das Wort „Ich danke“ selten und schwer auf die Lippen. Frau und Tochter werden alle Mühe und Sorge auf, um dem Gatten und Vater ein behagliches Heim zu schaffen und seinen Wünschen gerecht zu werden; denkt er aber wohl einmal daraus, sich durch eine kleine Ueberraschung erkenntlich zu zeigen? In einem fremden Hause gerichtet er stillschweigend und sogar mit scheinbarem Behagen auch die Speisen, die ihm nicht munden; zu Hause wird gelärmt und getobt, wenn nur das Geringste nicht ist, wie es sein soll. Die Bitten Fremder erfüllt man gern und zuvorkommend; den Angehörigen gegenüber klingt selbst der Ton, in dem man eine Gefälligkeit in Anspruch nimmt, wie ein Kommando. Derselbe Mann, der sich nichts daraus macht, wenn ein Fremder ihm aus Unvorsichtigkeit ein Glas Bier über die Kleider schüttet, erleidet einen Tobsuchtsfall, wenn die Frau etwas Suppe übergießt, und über kleine Schäden, von denen man draußen nicht einmal Notiz nehmen würde, wird zu Hause tagelang gebrummt und gemault. So giebt es tausend Fälle, in denen der Mann auf der Straße viel rücksichtsvoller und höflicher sich zeigt, als unter gleichen oder sogar viel mildern Umständen in der Familie, und doch stehen ihm seine Angehörigen, die ihm in Liebe zugethan sind, viel näher, als fremde Menschen. Die Frau ist zwar die Seele der Häuslichkeit und des Familienlebens; aber auch die beste Frau kann kein behagliches, gemütliches Heim schaffen, wenn der Mann das Geld, das die Frau dazu benötigt, ins Wirtshaus trägt, wenn er grob und unempfänglich für das traute Stillleben im häuslichen Kreise ist. Deshalb müssen beide friedlich, einträchtig, verträglich und fleißig Hand in Hand gehen; denn Liebe, Achtung, Friede, Treue und Fleiß sind der goldene Boden eines glücklichen Familienlebens.

Liebliches Walten Gottes.

Christoph v. Schmid, der bekannte Jugendschriftsteller hatte den Kaplan Johann Kapristran Weber in Mittelberg im Algäu kennen gelernt. Von diesem Kaplan Weber, den Christoph v. Schmid kurzweg Kapristran nennt, erzählt er nun in den „Erinnerungen seines Lebens“ die folgende Geschichte, für deren Wahrheit der Name des Erzählers wohl Bürge sein kann.

„Eines Tages, im Frühlinge, machten wir zusammen eine kleine Fußreise und benützten dazu noch ein paar Stunden der Nacht, die ungemein schön war. Es schwebt mir alles noch so lebhaft vor Augen, als ob es erst heute wäre. Wir wanderten durch ein angenehmes Wiesenthal nächst einem Wäldchen hin. Der Mond schien überaus helle; alles schwieg, nur der Gesang einer Nachtigall erschallte ungemein lieblich in der tiefen Stille der Nacht. Unsere Herzen ergossen sich recht vertraulich gegen

einander. Wir teilten unsere Erfahrungen in der Seelsorge mit. Da erzählte mir Kapristran die folgende Begebenheit.

Er saß als Kaplan in der großen, viele Filialen der gebirgigen Gegend umfassenden Pfarrei Mittelberg an einem rauhen, sehr kalten Winterabende eines Tages mit seinem Pfarrer bei Tische. Ein armer, dürftig gekleideter Knabe kam an das Fenster und klopfte, vor Frost zitternd, und mit den Zähnen klappernd flächtlich um ein Almosen. Kapristran bat den Pfarrer um die Erlaubnis, den Kleinen hereinzurufen und ihm einen Teller warmer Suppe zu geben. Der Pfarrer erlaubte es gerne und teilte dem hungrigen Knaben von allem mit, was auf den Tisch kam. Nachdem der Kleine nach langer Zeit sich wieder einmal satt gegessen hatte, dankte er mit Thränen in den Augen und wollte weiter gehen; allein es wurde ihm übel. Er hatte sich erkältet und die Kälte wurde ihm in der warmen Stube erst recht fühlbar. Pfarrer und Kaplan fanden, es sei ihm unmöglich, weiter zu gehen. Der Kaplan schlug vor, dem armen Knaben das Zimmer anzuweisen, wo die Kapuziner, wenn sie in der Gegend umher Almosen sammelten, zu übernachten pflegten. Der Pfarrer fand den Vorschlag gut. Der Kaplan führte den Knaben dahin, brachte ihn zu Bette und ging, den Arzt zu rufen. Der Arzt verschrieb, ein heftiges Fieber sei im Anzuge und verschrieb ihm Arznei.

Der gutherzige Kaplan Kapristran wartete nun seinem kranken Pflegesohne so lieblich auf, wie nur immer die zärtlichste Mutter ihr Kind verpflegen konnte. Als nun die Heftigkeit des Fiebers nachgelassen, redete Kapristran mit dem Knaben, um ihn näher kennen zu lernen. Der Vater dösselben war schon vor längerer Zeit, die Mutter erst vor kurzer Zeit gestorben. Die fromme Mutter hatte ihrem kleinen Sohne das Vaterunser und andere Gebete gelehrt, welche dieser auch sogleich recht deutlich und mit Andacht und mit gefaltenen Händen herlagte.

Der Kinderfreund Kapristran, der sich den Unterricht der Kinder von jeher zur wahren Herzenssache gelegenheit gemacht hatte, lehrte nun sein Pflegekind „Gott in Christus" näher kennen und lieben. Die Erzählungen aus der Geschichte Jesu hörte der Knabe mit der größten Aufmerksamkeit, und sie machten ihm unbeschreibliche Freude; er gewann eine solche Erkenntnis und Liebe Gottes und Jesu Christi, wie Kapristran noch an keinem Kinde bemerkt hatte. Ebenso groß war dessen kindliches Vertrauen zu unserm Vater im Himmel und zu unserm göttlichen Erlöser.

Die Krankheit wurde zu einem gehenden Fieber. Das Kind litt mit unbeschreiblicher Geduld und war immer freudig. Er freute sich darauf, zu Gott und zu Christus in den Himmel zu kommen und im Himmel auch seine Mutter und seinen Vater wieder zu sehen. Im Herbste starb der Knabe oder schlief vielmehr sanft ein, um im besseren Leben wieder zu erwachen.

Im folgenden Winter besuchte Kapristran in einem etwa eine Stunde weit entfernten Filialorte einen Kranken und verweilte dort so lange, bis es Nacht geworden. Der Knecht des Hauses erbot sich, ihn heim zu begleiten. Kapristran wollte ihm, der sich den Tag über schon müde gearbeitet hatte, keine weitere Mühe machen; er wisse, sagte er, den Weg, den er schon oft gemacht habe, ohne Wegweiser zu finden.

Allein während Kapristran bei dem Kranken verweilt hatte, war ein frischer Schnee gefallen und hatte alle die wenig betretenen Fußwege bedeckt und unkenntlich gemacht. Kapristran verirrte sich. Auf einmal brach mit Krachen der Boden unter ihm. Er war an einen überfrorenen Weiher geraten, dessen Eis aber noch nicht stark genug war, einen Menschen zu tragen. Kapristran war bis an den halben Leib in das kalte Wasser gesunken, ohne mit den Füßen einen Grund zu finden, er sah nicht, wovon er sich festhalten konnte und sah keine Möglichkeit, sich heraus zu helfen. Da erblickte er auf einmal einen Glanz. Von einem leichten Gewölke umgeben, erschien ihm das verklärte, freundlich lächelnde Angesicht des Knaben, den er zum Tode vorbereitet und die Augen zugedrückt hatte. Der Verklärte bot ihm die Hand, stellte ihn heraus auf festen Boden, deutete mit ausgestrecktem Arme, wohin er gehen sollte und verschwand. Der so wunderbar Gerettete kam unter Empfindungen, die er nicht aussprechen konnte, glücklich nach Hause.

Sobald der Tag angebrochen war, ging er hinaus zur Stelle, wo er in Gefahr geschwebt zu ertrinken und durch höhere Hülfe gerettet wurde. Er bemerkte in dem Schnee seine Fußtapfen bis zu der verhängnisvollen Stelle, ebenso seine Fußtapfen von seinem Krankenbesuche hierher. Sonst war keine Spur eines menschlichen Fußtrittes zu sehen. Er betrachtete das eingebrochene Eis; der Weiher war gerade hier am tiefsten. Kapistran blieb hier betend und dankend stehen.

Diese Erzählung machte auf mich wohl einen fast so tiefen Eindruck als die Begebenheit auf Kapistran selbst. Uns beiden, mir und ihm, war diese Erscheinung aus jener Welt ein überzeugenderer Beweis eines Lebens nach dem Tode, als die feinsten Vernunftschlüsse, und sogar die göttlichen Verheißungen erschienen uns in helleren Lichte. Auch sahen wir daraus, daß fromme, geliebte Verstorbene in jener Welt noch um uns wissen, an dem, was uns begegnet, liebevollen Anteil nehmen, und wenn Gott es ihnen gestattet, uns in Gefahren des Leibes und der Seele zu Hülfe kommen. Noch ganz besonders nehmen wir die Worte, die Jesus, als er die Kleinen zu sich rief, gesagt hat, aufs Neue recht zu Herzen: „Wer ein solches Kind meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf!"

Das letzte Gericht.

Niemand konnte sich erinnern, den alten Friedensrichter Grisson lachen gesehen zu haben. Er war vor vielen Jahren, ehe die „Nordländer" in dem Staate zu dominieren anfingen, nach Arkansas gekommen, und Jahr um Jahr behielt er durch den Willen der Wähler sein Amt. Die Advokaten, die in seinem Gerichte praktizierten, scherzten niemals mit ihm, da sie bald einsahen, daß der Geist nicht aus seinem Grabe zu bringen war.

Jeden Morgen, gleichviel wie schlecht das Wetter auch sein mochte, saßen der alte Herr seinem Platz hinter den Schranken ein, die er mit eigenen Händen angefertigt hatte, und jeden Abend schloß er zur bestimmten Zeit seine Bücher und ging nach Hause. Niemand hatte jemals ein Privatgespräch mit ihm, da er mit Keinem reden wollte. Niemand kam in seine Wohnung, in einer kleinen Hütte vor der Stadt, da er sich nie den Raichein gab, als ob ihn ein Besuch, selbst seiner Nachbarn, willkommen wäre.

Sein Amt hatte er nicht durch persönlichen Einfluß erhalten, denn niemals nach hatte er einen Wähler um eine Stimme gebeten. Zum erstenmale wurde er nominiert und erwählt, weil er in einem Falle, in dem er als Schiedsrichter aufgerufen wurde, bedeutende juristische Fähigkeiten entwickelte. Er hatte bald den Ruf eines „strengen" Richters gewonnen, und jeder Advokat in Arkansas beugte sich vor seinen Entscheidungen. Seine Anordnungen wurden niemals von den höheren Gerichten umgestoßen. In seinen Urteile ließ er sich nie von seinen Empfindungen beeinflussen, sondern er hielt fest auf dem Boden des Gesetzes, das er zu seinem Studium machte, und niemand widersprach ihm.

Eines Tages wurde ihm ein Weib vorgeführt, das eines Vergehens schuldig war.

„Der Alte scheint heute kurzsichtiger zu sein, denn je," meinte ein Advokat, als der Richter seinen Platz einnahm. „Ich kann nicht begreifen, wie so ein alter Mann, die Mäßigkeit eines Richters noch lange ertragen kann."

„Ich bin heute unwohl," sagte der Richter, zu den Advokaten gewendet, „und ersuche sie deshalb, alle Fälle, die Sie haben, so schnell und gut wie möglich zu erledigen."

Jeder sah, daß der greise Richter ungewöhnlich schwach war und Keiner dachte daran, die Verhandlungen unnötig zu verlängern, denn alle Advokaten hatten ihn achten gelernt.

„Ist das die Frau?" fing der Richter, „wer verteidigt sie?"

„Ich habe keinen Verteidiger, Euer Ehren," erwiderte das Weib. „Und ich glaube auch keinen nötig zu haben, denn ich bin hier, meine Schuld zu gestehen. . . . Kein Mensch kann mich verteidigen, sagte die Angeklagte fest und schaute den Richter mit eigentümlichen Blicken an. „Ich bin wegen Körperverletzung verklagt und gewillt, dafür meine Strafe hinzunehmen. Ich habe die Katzebrang und dieselben Tode nahe, Herr Richter, und weiß, daß ich Urteil auf mich großen Einfluß haben kann." Ein hagerer, kraftgebeugter Greis erhöhterte ihre Gestalt, und wie vor Kälte schaudernd zog sie ihren alten schwarzen Shawl enger um sich. Das Gesicht des Richters behielt seinen gewöhnlichen Ausdruck bei, nur seine Augenlider sanken sich, und er erhob sie auch nicht, als die Frau zu sprechen fortfuhr: „Wie gesagt, kein Mensch kann mich verteidigen. Ich bin beceilt zu tief in den Abgrund der Sünde gesunken. Vor Jahren war ich ein Kind, auf das meine in Armuth wohnenden Eltern ihre größte Hoffnung setzten. Ich wuchs heran und wurde bewundert und verehrt von allen, die uns kannten. Dann kam ein Mann, der mir gestand, daß er mich liebe. Herr Richter, ich sage dieses nicht, um Ihre Sympathie zu erwerben. Man hat mich schon oft und oft vor die Gerichte geschleppt, aber niemals sprach ich von meinem früheren Leben."

Sie hustete wieder und fing einen Blutstrom mit dem Taschentuche auf, das sie an ihre Lippen preßte.

„Ich rede jetzt davon, weil ich weiß, daß dieses das letzte Gericht ist, vor das ich auf Erden gebracht werden kann. . . . Ich war 17 Jahre alt, als ich den erwähnten Mann kennen lernte. Mein Vater sagte mir, er sei schlecht, aber ich liebte ihn. Er kam wieder und wieder und als mein Vater ihm das Haus verbot, entfloh ich mit ihm und ward sein Weib. . . . Mein Vater sagte sich von mir los. Ich war stets sein Stolz gewesen und hatte ihn innig geliebt, aber er verwies mir für immer das Haus, — das Elternhaus, die Heimat meiner Jugend und meines Glückes. Wie sehnte ich mich nach ihm, wie lechzte ich darnach, mein Haupt an seine Brust zu legen und seine Vergebung zu erbitten. . . Mein Gatte ergab sich dem Trunke. Er mißhandelte mich. Ich schrieb meinem Vater und bat ihn, mich heim kommen zu lassen. Er entwortete mir: „Ich kenne Dich nicht!" Mein Mann starb, — ja, er fluchte Gott und starb! . . Heimatlos und elend zog ich mit meinem Kinde in die Welt. Mein Knabe kam im Elend um . . . Abermals schrieb ich meinem Vater, aber er erwiderte mir: „Ich kenne jene nicht, die meine Gebote mißachten! Geh da an laut ich von Stufe zu Stufe — und jetzt bin ich hier."

Mehrere Advokaten eilten auf sie zu. Eine rote Flut quoll von ihren Lippen. Sie lehnte ihr leblosses Haupt gegen den Stuhl zurück.

Der alte Friedensrichter saß starr und unbeweglich auf seinem Sessel.

„Großer Gott!" rief ein Advokat. „Er ist tot!"

Die Angeklagte war seine Tochter.

Eine schöne That.

Der große unsterbliche Meister der Musik, Joseph Haydn, war vor nette 98 Jahren, nämlich im Jahre 1795 in London, und zwar auf 18½ Jahre. Zum Teil hatte ihn die Begeisterung und Verehrung der Engländer dahingerichtet, die ihm große Summen anboten, wenn er zu ihnen komme und Musik mache und ihre Konzerte dirigiere, zum Teil auch hatte ihn ein böses Weib fortgetrieben, die mit Geiz und Habsucht, übertriebener Verschwendung für sich und maßloser Eifersucht ihm das Leben und das freie, freudige Schaffen oft ganz und gar verleidete.

In London erfuhr Haydn, wo immer er sich zeigte die höchsten Auszeichnungen, selbst vom königlichen Hofe, der ihn mit Beifall überschüttete.

Wir wollen aber nur eine That Haydn's gedenken, welche nicht nur Zeugnis von seinem Aufenthalt bei den Engländern, sondern noch mehr von seinem wahrhaft edlen Herzen giebt.

Haydn, hatte in einer Gesellschaft erzählen hören, daß der Musikalienhändler Napier, welcher eine Familie von zwölf Kindern zu ernähren hatte, unverschuldet in so mißliche Verhältnisse geraten sei, daß ihm nichts mehr übrig blieb, als die Schreiben des Schuldverschreibungsamtes." Schweigend hatte er zugehört und nach der Wohnung des Armen gefragt.

Schon am nächsten Morgen fand er sich in Napiers Wohnung ein.

Ein düsterer, gramgebeugter Mann empfing ihn.

„Ich bin Joseph Haydn" —

„Wer sollte Sie nicht kennen?" unterbrach Napier sich verbeugend.

„Gut! Ich möchte mit Ihnen ein kleines Geschäft machen."

Der Musikalienhändler ward freudenrot.

„Wie teuer ist wohl besonders komponieren," fuhr Haydn fort, „daß die Engländer recht in Enthusiasmus versetzen würde?"

Napier besann sich einen Augenblick.

„Wie der Deutsche für seine Alpen schwärmt, so der Engländer für sein Schottland: schottische Lieder."

„Sie haben mir genug gesagt. Ich mache Ihnen den Vorschlag, daß ich fünfzig Lieder komponiere, welche Sie dann in Ihren Verlag nehmen."

Napier rieb sich verlegen die Hände.

„Ich bin leider nicht in der Lage —"

„Mr. pardon! Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß ich den Stich der Lieder besorge."

Der Andere atmete auf

„Und das Honorar?" Bei diesen Worten sah er ängstlich zu Haydn hinüber.

„Auch diese Ausgabe wollen wir sofort erledigen. Herr, geben Sie mir Ihre Hand! Mir hat Gott das Glück verliehen, ein Kind mein Eigen zu nennen; Sie haben zwölf Kinder. Ich bin von Gott nach langer bitterer Armut mit Glücksgütern gesegnet, Sie sind aus den Reichtume ohne Ihre Schuld zur Armut niedergeschlagen, welche Ihnen die Liebe zu Ihren Kindern doppelt schmerzlich werden läßt. Wollen wir nun einen kleinen Vergleich machen. Ich leihe Ihnen mein Talent und Sie lassen es

an dem Gitter stellenhaben, Sie und die Irigen von drückender Sorge zu befreien. Gott gebe meinem Liebern seinen Segen, und hat er dies gethan dann bezahlen Sie mir dem Ertrage Ihre Schulden, und fällt noch ein weiterer Gewinn ab, dann schenken Sie die eine Hälfte davon mir und die andere Ihren Kindern."

Napiere zitterte vor freudiger Erregung.

„Also habe ich nicht umsonst um Hilfe zu Gott gebetet!" rief er, gen Himmel schauend. „Das soll wie reicher Segen auf Ihr Leben niederfallen, was Sie an mir und meiner Familie thun!

„Mein lieber Freund," entgegnete Haydn lächelnd, „machen Sie nicht viele Worte des Erkenntnis, wenn das Christentum in einem Menschen sich lebendig zeigt!"

Haydn eilte heim und komponierte die schottischen Lieder mit einfacher Instrumentalbegleitung, deren Ablauf ein so bedeutender war, daß Napiere nicht nur alle Schulden und Sorgen ledig wurde, sondern auch unser Meister selbst noch ein kleines Honorar erhielt. Wie ein Kind freute er sich dieser guten That; aber im Stillen betete er doch oft, seine Frau möchte nichts davon erfahren, sonst müsse Napiere am Ende noch alles Geld an sie herausgezahlen.

Wie jede gute Handlung, so fand auch diese ihren Lohn. Haydn komponierte noch zweihundert dreißig solcher Lieder, welche ihm reichen Gewinn trugen.

Was er aber an Napiere gethan hatte, brachte ihm nicht nur die Bewunderung, sondern das Herz der Engländer entgegen.

Am Mai Himmelfahrt 1795 nahm Vater Haydn Abschied von London und kehrte, an Ehren und Golde reich, nach Wien zurück. Hier kannte ihn Jedermann, pries ihn und lobte ihn; aber daß ihm eine öffentliche Anerkennung zu Teil geworden wäre, davon ist keine Rede. Er komponierte in dieser Zeit sein größtes Werk, die inhaltreiche „Schöpfung", und in kurzer Zeit machte dieselbe die Reise durch die Welt und wurde mit riesigem Beifall überschüttet. „Das muß ein ganz übernatürlicher Mensch sein", sagten die Leute, „der so eine Musik machen kann; die kommt wie aus dem Himmel heraus." Und als der alte Napoleon am 24. Dezember 1800 in Paris zum Theater fuhr, wo an jenem Abend Haydns „Schöpfung" aufgeführt werden sollte, und als dicht am Wagen eine Höllenmaschine explodierte und ringsum Verderben und Zerstörung anrichtete, da preßte Napoleon, der unweitig entkommen war, die Lippen zusammen und rief: „Vortrefflich immerhin, ich will Haydns Schöpfung nicht verfehlen!" und hörte dieselbe bis zum Schlusse an.

In Wien aber, wo durch die französischen Kriege viel, entsetzlich viel Armut und Elend eingekehrt war, lies Haydn seine Werke, vor allem die Schöpfung aufführen, so oft es geschehen konnte, zu guten Zwecken für das Volk, für die Armen, die Invaliden u. s. w. Und so konnte er in kurzer Zeit die für die damalige Zeit riesige Summe von 33 168 Gulden den Armen Wiens übergeben, die er mit seiner Musik ihnen zusammengezogen und gesungen hatte.

Was er nach seinem Tode hinterließ, war nicht so viel, als diese einmalige Summe! Das waren Dreamen, die der frommen Tonkünstler freudig von seinem durch Gottes Gnade überreich beseligten Künstlerleben den Armen auszuteilen ließ!

Wo ist heute solch ein Künstler?

Wohl sagt man von Malern und Musikern, die sich Millionen erworben haben und reich geworden sind — aber für die Armen haben unsere modernen Künstler, die dem Vater Haydn kaum das Wasser bieten können, kein Herz, und wenn sie auch etwas thun, dann sind sie doch nicht so bescheiden wie Vater Haydn, dessen Linke nicht wußte was seine Rechte immer that.

Gott im Himmel hat ihm sicherlich 1000fach zurückerstattet, was er den Armen gethan hat.

Auf der Geige des Armen.

Es war zu Wien; da lebte ein vor etlichen Jahren gestorbener Musikus Franz Sch. Er lebte in dürftigen Verhältnissen, obwohl er ein bedeutendes Talent und Mut besaß. Als großjährigen Knabe spielte derselbe schon mit der größten Fertigkeit die Geige; dabei hatte er eine schöne klangvolle Stimme; wenn er nach seinem Namen gefragt wurde, antwortete er mit einem gewissen Stolz: Ich heiße Franz, wie der Kaiser, denn dieser liebte er nach Gott am meisten. Das Glück war ihm nicht hold und er lebte wie gesagt in dürftigen Verhältnissen u. mußte seinen Lebensunterhalt hauptsächlich dadurch erwerben, daß er in verschiedenen Musikschulen Unterricht erteilte. Da er nicht im Stande war, eine Familie zu ernähren, so war er unverheiratet geblieben; er war ein braver gottesfürchtiger Katholik. An einem wunderschönen Sommertage des Jahres 185[illegible] begab er sich in den Prater, einen Laubholzwald, welcher bekanntlich in der Nähe Wiens liegt, sich eine Weile lang ist und den Mittelpunkt des öffentlichen Lebens bildet. Da es Sonntag war, hatten sich viele Wiener, die größtenteils den höheren Ständen angehörten, eingefunden, welche in den prachtvollen Wasche Spaziergänge machten und die Restaurationen besuchten, die sich in großer Anzahl in denselben befinden. Nachdem der Musikus Sch. sich hinreichend in der frischen Luft erholt hatte, um am nächsten Morgen sein mühevolles Tagwerk wieder herzhaft zu beginnen, kehrte er gegen Abend nach Wien zurück. Unterwegs bemerkte er, daß sich in der Nähe der Straße ein blinder Greis aufgehalten hatte, welcher die Geige spielte, während sein zottiger Hund, welcher ihm als Führer gedient hatte, neben ihm saß und das Käppi des Armen zwischen den zähnen festhielt, damit die Vorübergehenden ein Almosen hineinlegen möchten. Als der Musikus sich dem Blinden näherte, bemerkte er, daß derselbe noch keine Almosen empfangen hatte; weil er selbst unbemittelt war, konnte er dem Armen nicht genügend helfen, doch hatte er einen guten Einfall. Nachdem die Geige des Blinden von ihm hinlänglich untersucht worden war, stellte es sich heraus, daß dieselbe nicht schlecht, aber unvollständig gestimmt sei. Sobald nun der Musikus den Liebhaber besitzt hatte, spielte derselbe mit großer Geschicklichkeit mehrere musikalische Stücke, so daß die nach der Stadt zurückkehrenden Wiener dadurch entzückt wurden. Sie sahen bald ein, warum es sich handelte, weshalb jeder Spaziergänger ein Almosen in das Käppi des Blinden legte, die meisten jedoch stehen blieben, um das schöne Geigenspiel des Franz Sch. anzuhören. Nach kurzer Zeit jedoch fing der Hund an zu knurren, weil er das schwer gewordene Käppi des Greises nicht mehr festhalten vermochte, worauf der Musikus das Kaiser-Franz-Lied anstimmte, welches von sämtlichen Anwesenden mit großer Begeisterung gesungen wurde. Nachdem das Lied beendigt war, zog jeder die Börse und beschenkte den Blinden reichlich, so daß der Arme auf längere Zeit vor jeder Not geschützt war.

Der erste Toast.

Es sind jetzt einige Jahre, daß ich, vom Bahnhofe kommend, langsam die Rheinstraße in Mainz hinauf spazierte, als ich aus meinen sinnenden Betrachtungen durch das Schmerzgeheul eines alten, fetten Mopses geweckt wurde. Das Tier war zu diesem lauten Ausdruck seiner beleidigten Hundwürde nicht ganz unberechtigt, da ich es etwas unsanft auf seine Gewerbsfüße getreten hatte.

Aber auch der Herr des Mopses schien meinen unfreiwilligen Fußtritt höchst schmerzlich empfunden zu haben, denn er ergriff sofort die Partei seines überflüssigen Begleiters und bellte mich nicht weniger energisch als dieser, etwa mit folgenden Worten an: „Ja, sie Sie dumm Hund? Glaube Sie denn, ich bezahl dafür 10 Mark Schteuer für den Tierle, daß Sie ihm die Füßch abtrete? Sie — Sie —"

Wahrscheinlich wäre ich im Gefühl meiner Schuld, eine Entschuldigung stotternd, beschämt weiter gewandert, wenn mich nicht der echt vaterstädtische Dialekt, das unverfälschte Mannheimer Deutsch, stutzig gemacht und veranlaßt hätte, den Hundebesitzer etwas näher zu Augenschein zu nehmen.

Und richtig entdeckte ich in ihm auch ein Wahrzeichen „Mannheimer Kind", den alten Schlosser Ignaz Meier, genannt „Nagel Babbelmeier", wegen seiner unverwüstlichen Redeseligkeit, welche er am runden Tisch seiner Stammkneipe entwickelte, wo er besonders stark in Politik machte, und in diesem Artikel so viel „Blech" produzierte, daß er eine Handlung Eh groß darin hätte anlegen können. Im übrigen war er ein harmloser, gemütlicher Staatsbürger, der sich redlich und bescheiden durch das Leben quälte, bis ihn eine ebenso große wie unverhoffte Erbschaft plötzlich in den Stand setzte, Hammer und Ambos bei Seite zu schieben und sich nur noch dem einen Geschäft hinzugeben, seiner Nase mit Rudbauer und Geschick jenen Kupferglanz zu verleihen, wie wir solchen an den Nischorganen bayerischer Weintrinker so häufig finden.

Mit der Erbschaft verhielt es sich übrigens so: Der Bruder unseres Helden, Johannes Meier, war seiner Arbeitslosigkeit mit einer Hopfenstange willen „der lange Hannes" genannt, war in seiner Jugend eine außerordentlich unruhige Natur, und hatte das Kräuseln seines langen Rückens an der Hobelbank der Schreinerwerkstätte zu unbequem gefunden, daß er es vorzog, auf und davon zu laufen und in die weite Welt zu gehen. Er hatte mancherlei Schicksale und Abenteuer erlebt und war auf seinen Irrfahrten endlich als Matrose nach California verschlagen worden, wo er Goldsucher und, was wichtiger ist, auch „Goldfinder" wurde, so daß er sich nach etwa zwei Jahren von diesem lukrativen Geschäft mit einem Vermögen von etwa 100 000 Dollars nach New-York zurückzog, um dort nach einem halben Jahr den Entschluß einer heimatlichen Gicht zu unterliegen, die er sich durch das viele Herumwalzen in den kalten Sturzbächen der Goldländer zugezogen hatte.

Und so sah sich Ignaz Meier, als er eines Morgens in seiner kleinen Werkstätte am Ambos stand und den verlorenen Bart eines alten Schlüssels reparierte, plötzlich mit einem großmächtigen Schreiben überrascht, worin Schwarz auf Weiß zu lesen stand, daß er sich als Universalerbe seines verstorbenen Bruders „John Myers" — in einen solchen hatte sich der biedere Hannes Meier verwandelt — zu betrachten habe, und gegen Einsendung der sichtlichen Papiere die Kleinigkeit von ca. 200,000 Gulden in Empfang nehmen könne.

Einen Augenblick stand der also Ueberraschte wie betäubt, dann stürzte er, den gewichtigen Brief in der Hand schwingend, auf die Straße und rief allen Nachbarn und Passanten aus Leibeskräften zu: „Ihr Leute, ich bin ein reicher Mann! Ach Gott, Ihr Leute, ich bin zu reich!"

Anfangs glaubten diese, der Nagel Babbelmeier sei plötzlich verrückt geworden; als sie aber den wahren Sachverhalt erfuhren, da teilten auch sie die Freude des Glücklichen und gratulierten ihm von ganzem Herzen.

Doch ich bemerke eben, daß ich unseren Helden des meinem Röstecher nach Kalifornien, New-York und zurück nach Mannheim, auf der Rheinstraße in Mainz stehen ließ und beeile mich sparsamst zu ihm zurückzukehren.

Unsere frühere Bekanntschaft war rasch erneuert, und jene Minuten später saßen wir bei einer trefflichen Flasche Oberingelheimer in der Wohnung des Herrn Ignaz Meier auf der Ludwigsstraße und tauschten halbverklungene, vaterstädtische Erinnerungen aus, die den alten, pausbäckigen Herrn so rührten, daß ihm die hellen Thränen in den Augen standen und seine bläulich-rote Nase leuchtete.

Ich will nun freilich nicht behaupten, daß daran nicht auch der grossene Wein sein Teil verschuldet hatte, denn als ich unter der wiederholten Versicherung, recht bald wiederzukehren, schied, hatten wir die fünften Flasche den Hals gebrochen, und obwohl mein alter Landsmann den größten Teil ihres Inhalts hinter die in dieser Hinsicht bewährte Binde gegossen hatte, so trat doch auch ich mit etwas umnebtem Blick den Heimweg an, um durch eine gute Tasse schwarzen Mokkas meine stark bewölkten Lebensgeister wieder etwas zu erfrischen.

Und als in meiner Junggesellenwohnung das Wasser in der Spirituskaffeemaschine sein heimliches Liedchen sang und der Dampf in bläulichen Röllchen lustig emporwirbelte, da versenkte auch ich mich nochmals in alte Erinnerungen, und die fröhliche Geschichte fiel mir ein, warum „Nagel Babbelmeier" vor Jahren seiner geliebten Vaterstadt den Rücken gewendet und sich in der goldenen Rheinstadt Mainz niedergelassen hatte.

Dies war aber so zugegangen.

Als anderen Tag bereits, als die Nachricht von der großen Erbschaft angekommen war, schloß unser Held seine Werkstätte, und als drei Monate später das Geld richtig ankam und bei „Bodenbarg Söhne" deponiert war, kaufte er sich ein großes Haus in der Heidelbergerstraße und lebte anfangs wie Gott in Frankreich.

Freilich wurde ihm das Reichsein zuweilen etwas sauer gemacht, als er den Schlosser Nagel vergaß und den vornehmen Ignaz Meier spielen mußte, was, nebenbei bemerkt, nicht ganz leicht ist, wenn man es nicht von Jugend auf erlernt hat.

„Wisse Sie, gekauft sin die Glotzhundschuch schnell aber le mit Reichthand trage, das will gelernt sein!" So äußerte sich über diesen Punkt ein anderer Mannheimer; und der Mann hatte Recht. —

Unser neugebackener Rentner machte viele dumme Streiche, und obwohl er sich ein ganz gemütliches Näschen gab, so blieb er doch bei seinen alten Bekannten der „Nagel Babbelmeier", während er doch so gerne der „Herr Partikulier Ignaz Meier" gewesen wäre.

Dieser Umstand aber, und daß er trotz seines vielen Geldes und seiner gefälligen Beschränktheit nicht in den Gemeinderat gewählt wurde, verleidete ihm nach und nach den Aufenthalt in seiner Vaterstadt, so daß er sich um so mehr mit dem Plane vertraut machte, seinen Wigwam anderswo aufzuschlagen, als ihm eines schönen Tages etwas passierte, um dessentwillen er lange Zeit diesen Spott zu ertragen hatte, und letzt in der „Stadthaus", dem Wirtshaus Mannheimer, verewigt wurde.

Eines Abends nämlich kam er aus dem Theater, wo er selbstverständlich jetzt, als Bürger und Rentier, seinen Sperrsitz hatte. Vor ihm her ging durch die einsame Straße, das Haupt vollständig in eine

Kapuze gehüllt, ein junges Mädchen, welches unseren Helden veranlaßte, das erstemal in seinem Leben den Don Juan zu spielen und der Schönen seiner Begleitung mit den Worten anzutragen: „Darf ich e Gisiel mit Ihm gehe, lieb Engelche?"

Das „lieb Engelche" nahm auch ohne weiteres den Arm des alten Galant, was diesen, offen gestanden, etwas fingig machte, da seine Anrede mehr ein gedankenloser Scherz, als ernstlich gemeint war. Allein er machte gute Miene zum bösen Spiel und trabte schweigend neben der Schönen her, still sinnend, wie er sich aus dieser fatalen Affaire mit Ehren herauszuziehen würde.

Er sollte indessen etwas unliebsamer herausgezogen werden, als er ahnte, denn als beide an die hellerleuchtete Ecke des Plätzer Hofes kamen, wo sich vor der Thür einige Insassen des Hotels damit unterhielten, die Passanten zu mustern, wickelte sich das „Engelche" aus der umhüllenden Kapuze heraus und das „junge Mädchen" entpuppte sich als seine eigene „alte Frau", welche allerdings stark jugendlich aufgeputzt, aus einem Kaffeeklatsch nach Hause kehrte, als, zu seinem Unglück, ihr Mann aus dem Theater kam. Ehe er sich von seinem ersten Schrecken erholte, hatte er ungeschickt der Leute eine schallende Ohrfeige weg, während zugleich den Munde der ebenso erregten wie erfreuten Frau die trostreiche Versicherung entströmte, daß sie ihm zu Hause das nähere auseinanderlegen werde.

Von dieser Auseinandersetzung erzählte nun die geschwätzige Frau allerlei unerzählbare Dinge, und zwei Tage später hatte Herr Ignaz Meier das Vergnügen, sich in der „Stadtbad" unpreiswürdig „gedreht" zu sehen, zum großen Gaudium der Mannheimer, die ihn mit ihren Neckereien lange Zeit verfolgten. Erst als nach Jahren Frau Meier das Zeitliche segnete, trug alsdann von ihrem Gatten aufrichtig betrauert, verrauchte die Geschichte nach und nach und deren Held konnte am Abend ungemeckt seine verschiedenen halben Schoppen trinken.

Allein der Herr Partikulier Ignaz Meier hatte entschiedenes Unglück und sorgte, wenn auch unfreiwillig immer wieder dafür, in den Mund der Leute zu kommen. Und endlich passierte ihm etwas, was ihn von Mannheim weg und nach Mainz auf die Rheinstraße brachte, wo wir ihn zu Anfang meiner Geschichte gefunden haben.

Eines Morgens nämlich erhielt er mittelst der Stadtpost einen Brief, welche ihn etwas unruhig machte, da er die Handschrift nicht kannte. Es ging ihm darin wie vielen anderen Leuten, und so oft solch ein fremdes Schriftstück an ihn gelangte, vermutete er immer eine Unannehmlichkeit — eine unbezahlte Rechnung — eine Bettelei — einen Wahlvorschlag oder eine sonstige Dummheit. Desto angenehmer war er überrascht, als er nach langem Hinundherdrehen den Brief öffnete und folgendes las:

— „Herr und Frau Kesselberger geben sich die Ehre, Sie zu der Donnerstag den 15. September l. J. stattfindenden Vermählung ihrer Tochter Julie mit Herrn Karl Zung ergebenst einzuladen."

„Das Diner findet im Badener Hof statt."

Die Familie Kesselberger hatte seit Jahren schon den Sperrsitz mit ihm gemeinschaftlich und stand hoch in seiner Achtung, da, einem unverbürgten Gerücht zufolge, einstens der erste Bürgermeister der Stadt einmal bei ihr zu Mittag gespeist hatte.

Darum erfreute die Einladung auch unsern Ignaz außerordentlich, denn wenn er auch von Geburt nur ein Schlosser war, so hatte er doch seinen Ehrgeiz, namentlich seit er unter die Rentiers gegangen war.

Er beschloß denn auch, in allem Glanz auf der Hochzeit aufzutreten und unterzog vor allen Dingen seine Garderobe einer gründlichen Revision. Die schwarzen Beinkleider, Lackstiefel und weiße Weste waren noch im besten Stand, aber Cylinderhut und Frack mußten erneuert werden. Der erstere schimmerte schon in das bräunliche hinüber und der letztere stammte noch von seiner eigenen Hochzeit her, und erfreute sich jener damals üblichen engen Aermel, in welche mit einiger Mühe und Geschicklichkeit hinein, aber nur unter Anwendung übermenschlicher Kräfte wieder herauszukommen war.

Indessen, Geld spielte bei ihm keine Rolle und so waren diese beiden Bekleidungsstücke nach neuester Mode alsbald beschafft. Desgleichen ein seinem Vermögen entsprechendes Hochzeitsgeschenk, und damit glaubte er mit seinen Vorbereitungen fertig zu sein und meinte, die Hochzeit könne abgehalten werden, wann sie wolle.

Allein dem war nicht so. Denn als am andern Tage „Herr Doktor Schmuttler", der Barbier unseres Ignaz kam, und dieser ihm von der ihm zuteil gewordenen Ehre erzählte, war die erste Frage des Barbiers:

„Nun, haben Sie denn auch schon einen Toast?"

Ob dieser Frage erschrak Herr Meier merklich und fragte etwas kleinlaut: „Ja, muß ich denn auch einen Toast bei der Hochzeit ausbringen?"

„Natürlich, natürlich," entgegnete der weise Doktor, „einen Toast müssen Sie ausbringen. Das wäre noch schöner, wenn der Herr Partikulier Meier keinen dasitzen wollte, wie ein Fisch, wenn die andern Reden halten."

Und damit packte er seine Siebensachen zusammen und verdutzte, während unser Held tiefsinnend darüber nachdachte, wo er einen Toast hernehmen sollte. Denn Reden halten oder gar Gedichte machen, das war seine schwächste Seite, und bis jetzt hatte er überhaupt bei feierlichen Gelegenheiten nichts gehalten, als — den Mund.

Er zerbrach sich so lange den Kopf, bis ihm ordentlich warm wurde, so daß er sich entschloß, auf einem Spaziergang sein herangiertes Denkvermögen wieder in das richtige Geleise zu bringen. Und wie er so die Straße entlang schlenderte, fiel sein Blick auf das reich ausgestattete Schaufenster der Buchhandlung oben an der Ecke, und plötzlich verklärte sich sein Gesicht, denn er hatte da etwas erblickt, was ihm Rettung in seiner Not zu versprechen schien. Es war ein kleines Büchlein, welches aber den vielversprechenden Titel führte: „Toaste und Tischreden für alle Festlichkeiten des Lebens."

Natürlich setzte er sich sofort in den Besitz des Werkchens, und siehe da, gleich auf der dritten Seite desselben fand er ein Gedicht, gerade wie er es gebrauchte, einen Toast auf die Damen bei einer Hochzeit, als ob es extra für ihn gemacht sei. —

An demselben Nachmittag ging schon unser Ignaz an das Nachvollziehen — freilich ein hartes Stück Arbeit für ihn, da er einen etwas dicken Schädel hatte, und schon sein Lehrer in der Schule über ihn den Ausspruch that: „In dieser Beziehung sei er ein Kamel." Allein dehs musterhafter war seine Geduld, und da diese bekanntlich alles überwindet, so brachte er auch nach und nach das Poem in den Kopf, und der Doktor Schmuttler, welchem er dasselbe nach dem Barbieren vordeklamierte, meinte, es ginge vortrefflich und er müsse nur etwas mehr „Kuktion" mit den Händen machen, so etwa wie ein Schauspieler, wenn er eine Heldenrolle vom Stapel ließe.

Endlich kam der Hochzeitstag heran. Der Herr Partikulier Ignaz Meier sah außerordentlich fein aus und brillierte ganz besonders mit seinen weißen Glacéhandschuhen Nr. 10¼.

Die ganze Nachbarschaft sah zum Fenster heraus, als er in seinem Glanz in den Wagen stieg, und einer machte sogar die kritische Bemerkung: „Der Nagel Bobbelmeier sehe heute aus, als ob er gebeitzt werden solle."

Das Hochzeitsessen war ausgezeichnet und es dauerte nicht lange, so gingen die Reden los. Darin sind wir Deutschen bekanntlich stark:

Gott mag's wissen,
Eine Rede auf jeden Bissen!

Zuerst toastierte man auf das neue Ehepaar, dann auf die Herren Eltern, auf die Schwestern der Braut usw., wie es eben bei dergleichen Gelegenheiten üblich ist, wo jeder das Brennen seiner Rede gleich einem papierenen Dolch in der Tasche trägt, um ihm dem Nachbar auf die Brust zu stecken.

Eben war eine Pause in der Redeschlacht eingetreten, als einer aus der Gesellschaft über den Tisch herüber rief:

„Nun, Herr Meier, wie ist es? Jetzt ist die Reihe an Ihnen — schießen Sie los."

„Ja," entgegnete der alte Intercpellierte, „ich habe allerdings eine Kleinigkeit in Petto, allein es ist meine erste Arbeit auf diesem Gebiet, und wenn sie nicht so ganz glatt ausfällt, so muß ich um gütige Nachsicht bitten."

„Ah, der Herr Nagel ist unter die Dichter gegangen," rief es von der andern Seite herüber, „hört! hört!"

„Auf den Stuhl!" schrie ein Dritter.

„Der Herr Meier hat das Wort!" ein Vierter, so daß unserem Helden schon bei der Ankündigung seines Toastes angst und bange wurde und plötzlich einfiel, daß es doch keine Kleinigkeit sei, vor einer so zahlreichen Gesellschaft zu sprechen.

„Entschuldigen Sie mich nur auf einige Augenblicke," sprach er, „ich muß noch einmal hinaus, komme aber in der Minute wieder."

Und weg war er. Es war ihm nämlich ein ausgezeichneter Gedanke gekommen, den er sofort zu verwirklichen beschloß. Er lief sporenstreichs in die Küche, wo er Köchin und Küchenmädchen also ansprach:

„Hier, meine Damen, sind fünf Mark. Bitte trinken Sie auf das Wohl des jungen Ehepaares ein paar gute Flaschen Wein, aber nun thun Sie mir den Gefallen und hören Sie mich einige Augenblicke ruhig an."

Dabei stieg er auf einen Küchenschemel und trug ohne weiteres seinen Toast vor, und siehe da, es ging vortrefflich. Die Mädchen amüsierten sich von Herzen, lachten und klatschten in die Hände, und Herr Ignaz Meier war von seiner „Generalprobe" außerordentlich entzückt.

Er lief denn auch sogleich in den Saal zurück, bestieg seinen Stuhl und meldete sich zum Wort.

Alles rief: „Pst! Pst!" und es war so still, daß man eine Maus hätte laufen hören können, als der Redner begann:

Die hochgeschätzten, werten Damen,
Die all' zu unserem Feste kamen,
Nicht kenn' ich leider alle Namen,
Somit wird' mit Fersoden ich riskieren,
Sie mögten alle angeschieren —
Die Mütter, Töchter und Cousinen —

So weit war er gekommen, als eine sichtliche Bewegung unter den Hörern entstand. Zuerst fingen hier welche an zu kichern, dort zu mucksen, hinten schnarrten sie mit den Füßen und vorne lachte einer laut — alle aber schauten sich, so verwundert an, daß unser Ignaz ganz verdutzt wurde.

„Die Mütter, Töchter und Cousinen —" wiederholte er, aber nun fing das Lachen dicht neben ihm an.

Die einzeln alle anzuführen,
Die Mütter, Töchter und Cousinen —

stotterte er immer verwirrter, jetzt aber brach die ganze Gesellschaft in ein lautes Gelächter aus, daß er ganz aus dem Häuschen kam und laut schrie:

„Ja, was soll denn das heißen? Wenn Sie nicht ruhig sind, kann ich mein Gedicht nicht vortragen!"

„Ihr Gedicht," schrie da ganz unten ein kleiner Spezereilehrling über die Tafel weg, „ei, das hat ja lieber, während Sie draußen waren, auch mein Onkel da vorgetragen, und der hat es sich in einem Buche für eine Mark bei dem Buchhändler an der Ecke der Planken gekauft."

Und wieder lachte alles, applaudierte und jubelte: „Erwischt! Erwischt!"

Unser Ignaz war außer sich — das war die größte Blamage seines Lebens, die konnte er nicht verwinden, so viel war ihm klar. Während verschwand er auf dem Saale und eilte nach Hause, wo er seine alte Haushälterin, die ihn fragte, wie die Hochzeit ausgefallen war, fast umrannte und sich alsdann derisch in seinem Schlafzimmer einschloß.

Und hatte der neue Cylinder, ein feiner Frack, ein Paar Glacéhandschuhe Nr. 10¼ und die fünf Mark an die dienenden Geister in der Küche.

Die letzteren ärgerten ihn übrigens am meisten, denn hätte er die verwünschte Probe nicht erst abgehalten, so wäre wenigstens der andere der Blamierte gewesen.

Das Aergste kam übrigens nach, denn drei Tage später stand die Geschichte abermals in der „Stadtbad", und ganz Mannheim lachte über den „Dichter Nagel Bobbelmeier".

Im Theater wagte er gar nicht mehr sich sehen zu lassen, und abends ging in seiner Stammkneipe die Neckerei so lange fort, bis seine Geduld riß und er seinen langgehegten Plan ausführte.

Und eines Tages hieß es: „Der Dichter Nagel" hat sein Haus verkauft und zieht fort, nach Mainz.

So war es auch, und auf diese Weise verlor Mannheim einen seiner gebiegensten Bürger und ich hatte die Ehre, in der Narra Moguntia seinem Obersingelheimer zu trinken.

Jetzt wohnt er freilich wieder drüben in seiner Vaterstadt, aber kostenlos, im kleinsten Hause, denn vor einigen Monaten trugen sie ihn dort zu Grabe.

Ich aber habe ihm hier ein kleines Denkmal gesetzt, freilich nur ein papierenes, das aber immerhin das Angedenken des partigen Kauzes in den Herzen seiner Bekannten wach halten mag.

Kirchenkalender.

Sonntag, 6. August. 11. Sonntag nach Pfingsten. Verklärung Christi. Evangelium Jesus heilt einen Taubstummen. Markus 7, 31—37. Epistel 1. Korinther 15, 1—10. Monatliche hl. Kommunion der Kinder in St. Andreas, St. Maximilian, St. Aloysius und in der St. Mariensäulen für die Kinder der Kreuzschule.
Montag, 7. Aug. Kajetan.
Dienstag, 8. Aug. Cyriakus.
Mittwoch, 9. Aug. Romanus.
Donnerstag, 10. Aug. Laurentius.
Freitag, 11. Aug. Tiburtius.
Samstag, 12. Aug. Klara.
Sonntag, 13. Aug. 12. Sonntag nach Pfingsten. Hoppfest. Monatliche hl. Kommunion der Kinder der Kreuzschule in der St. Mariensäulen.